

ICH HABE EINEN KNALL



Oliver Kreider



URHEBERRECHTLICH GESCHÜTZTES MATERIAL

ICH HABE EINEN KNALL

Oliver Kreider

*»Wo ich bin, ist vorne
und wenn ich hinten bin,
ist eben hinten vorne.«*

VORBEMERKUNG

Manche sagen, ich sei ein Glücksritter ... na ja, ich weiß nicht. Ritter, wie man sie aus dem Mittelalter kennt, gibt es schon lange nicht mehr, und immer gegen Drachen zu kämpfen und Prinzessinnen zu retten, klingt weder nach einem gescheiterten und vor allem realisierbaren Lebenstraum noch nach einer geeigneten Formel, um sein Leben so zu finanzieren, dass am Ende auch noch ein bisschen mehr übrig bleibt als nur eine verfallene Ritterburg. Obwohl: Eine Prinzessin spielte in meinem Leben auch mal eine Rolle. Es war eine richtige Prinzessin, jedoch die falsche Entscheidung, es mit ihr zu versuchen. Ich will ehrlich sein: Ich habe diese Prinzessin nicht gerettet, aber mich. Das war Glück und ein bisschen auch der Sieg der Vernunft. So gesehen war ich in einem winzigen Teil meiner Geschichte auch mal ein Glücksritter.

Aber wie sagte ein weiser Fußballtrainer mal so schön? »Immer nur Glück ist am Ende dann auch Können.« Ich bin kein Fußballtrainer, aber das, was das mit dem »immer nur Glück ...« am Ende bedeutet, das kann ich unterschreiben.

Den Entschluss, dieses Buch zu schreiben, habe ich gefasst, als mir klar wurde, dass es keinen Sinn ergibt, sein Leben so aufzuschreiben, als gelte es kurz vor dem Ende noch mal schnell eine Art Bilanz zwischen zwei Buchdeckel zu pressen. Das ist pure Eitelkeit. Ich bin noch nicht am Ende – im Gegenteil, dieses Buch ist ein Anfang. Der Anfang für eine Geschichte, die noch ein paar Kapitel hat. Doch was sollte Sie dazu bringen, die Geschichte eines Mannes zu lesen, der Ihnen so fremd ist wie ein Staatssekretär in Honduras? Ich muss Ihnen die Wahrheit sagen: Diese Geschichte hat auch mit Ihnen zu tun. Sie werden sehen, dass es im Leben manchmal Wege gibt, die man übersieht, Wege, die man gehen sollte, statt sie zu übersehen oder gar zu vermeiden, weil sie vermeintlich nicht zum Ziel führen oder irgendwie zu anstrengend wirken. Ich werde Ihnen diese Wege zeigen und auch, wie man sie bewältigt,

um an ein Ziel zu kommen, an dem auch Sie sagen werden: »Glück gehabt« – oder etwas dergleichen.

Mir geht es gut und so soll es auch bei Ihnen sein. Wollen wir uns auf die Reise begeben? Ich würde mich freuen.

Oliver Kreider

Radebeul bei Dresden, 2020

HEILIGES VERSPRECHEN

Fangen wir mal mit der wichtigsten Erkenntnis an: Ich habe einen Knall, das steht ja auch nicht umsonst gleich ganz prominent auf dem Buchdeckel. Ja, ich habe einen Knall und finde das ganz wunderbar. Es lebt sich wirklich gut damit. Mein Knall und ich sind allerbeste Freunde. Eigentlich beginnt jede gute Geschichte mit einem Knall, das gilt für das Universum und eben auch für mich.

Während es einen Urknall brauchte, um unser Universum zu zaubern, reichte mir ein Reifenknall in der Nähe von Karl-Marx-Stadt. Mein Knall ist keine 14 Milliarden Jahre her, mein Knall hat gerade mal 30 Jahre auf dem Tacho, aber er knallt noch so sehr hinterher, dass er mir auch in diesem Augenblick ein sehr zufriedenes Lächeln ins Gesicht zaubert.

Ja, ich habe einen Knall, und er hat mich reich gemacht.

Es knallte ganz plötzlich. Und für einen Moment habe ich nicht mehr daran gedacht, warum ich überhaupt auf der Straße war. Es hatte etwas mit einer Frau zu tun. Mein Gott, ja, es hat fast immer etwas mit einer Frau zu tun, wenn man träumt und in Gedanken ist – der Unterschied besteht eigentlich meistens nur darin, ob es ein guter Traum ist oder ein schlechter. In meinem Fall war es nicht der schönste Traum. Ich war auf der Flucht vor dem härtesten Verfolger, den es im Leben gibt: das eigene Herz, ein bisschen zerbrochen, aber noch so stark, dass es für eine Flucht nach vorn reichte.

Ich war damals 23 Jahre alt und hatte mir für fünf Tage bei einem Autohändler in Bensheim eine nagelneue S-Klasse geliehen – champagnerfarben, mit roten Überführungskennzeichen. Obwohl ich mir diesen Wagen gar nicht leisten konnte, war in mir irgendwie der Wunsch gereift: wenn schon Flucht, dann nobel und mit Stil.

Ich steuerte die Edelkarosse über den glatten Asphalt von meiner Heimatstadt Bürstadt, vorbei an Frankfurt und Gießen, zum Grenz-

übergang nach Herleshausen. Die Grenzer im Westen lächelten freundlich und wünschten mir eine gute Weiterfahrt. Im Schrittempo rollte ich den anderen Reisenden hinterher in Richtung Wartha, der Kontrollstelle auf dem Gebiet der DDR. Ich spürte, wie das Blut durch meine Halsschlagader schoss.

»Wo wollen Sie hin?«, fragte mich der Grenzkontrolleur auf der Ost-Seite im preußischen Befehlston. Zum ersten Mal sah ich diese Uniformträger in ihrer olivfarbenen Einheitskleidung aus nächster Nähe. Sie kamen mir vor wie willfähige Marionetten, bei denen der Puppenbauer vergessen hatte, ein Lächeln ins Gesicht zu schnitzen. So etwas darf man aber nur denken, nicht sagen. Überhaupt ist es besser zu schweigen, wenn man das Gefühl hat, in einem Wagen zu sitzen, der nicht zu einem passt und für etwas steht, für das die DDR so gar nicht stand. Nichts gegen Trabbis, aber Hand aufs Herz: Die Kernkompetenz dieses Staates beruhte nie auf der Kunst, wunderbare Autos zu bauen.

Wenn die Blicke des Grenzpostens hätten töten können, wäre ich dem Auto nicht mehr lebend entstiegen. Mein Gott, haben die mich angestiert und gemustert. Entsprechend kurz fiel meine Antwort auf die Frage des DDR-Beamten aus. »Nach Westberlin.« Eigentlich war ich nie um einen guten Spruch verlegen, aber an dieser Stelle war ich so ausdrucksstark wie ein weißes Blatt Papier.

Nach der Passabgabe erhielt ich eine halbe Stunde später mein Transitvisum, wofür ich 20 D-Mark bezahlen musste. Ein Ausflug ins Phantasialand ist teurer, dachte ich. Ich war erleichtert und durfte weiterfahren.

Ich steuerte den Inbegriff des Kapitalismus mit exakt 100 Stundenkilometern über die Transitstrecke, streng nach Vorschrift, die hier durchaus Sinn ergab. Die Buckelpiste hätte einem jede Raserei sehr übel genommen. Mit jedem Kilometer verschwanden im Radio auch noch die Westsender. Doch mein Bedauern hielt sich in Grenzen. Denn auch der Ostfunk spielte Hits von Led Zeppelin, Pink Floyd und den Stones. Was für eine Überraschung – glaubte ich doch, dass deren Songs auf der Blacklist stünden. Auf dem ersten Parkplatz hielt ich an. Aus purer Neugier. Ich wollte wissen, was auf dem zweifarbigen Transitvisum stand.

Ich zog den Pass aus meinem Jackett und las: »Deutsche Demokratische Republik – Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten – Transit-

visum zur einmaligen Reise durch das Hoheitsgebiet der DDR über die für den Transitverkehr zugelassenen Grenzübergangsstellen auf den vorgeschriebenen Verkehrswegen und der kürzesten Fahrtstrecke. Während des Transits ist ein Wechsel des Transportmittels nur mit Zustimmung der zuständigen Organe der DDR gestattet. In der Binnenschifffahrt berechtigt das Transitvisum zum Landgang an den dafür zugelassenen Orten.«

Ich hatte mich nicht mal mit dem Gedanken beschäftigt, das freundliche Angebot einer Binnenschifffahrt in Anspruch zu nehmen. Wer ein kleines Vermögen für das Leihen eines Mercedes ausgibt, weicht doch nicht freiwillig auf Schiffe aus, die er nicht mal selbst steuern darf. Vielleicht wäre mir aber auf einem Schiff mit Kapitän eine Menge erspart geblieben. Geplatze Reifen gibt es auf dem Wasser so gut wie nie. Und ich war damals noch fest davon überzeugt, dass Reifen immer nur bei Autos platzen, die keinen Stern auf der Motorhaube tragen. Ich irrte mich. Dutzende Songs und noch mehr trübe Gedanken später kam es zu dem Knall, den ich bereits erwähnte.

Meine Flucht war an dieser Stelle erst einmal zu Ende. Ich hatte keinen Schimmer, wo ich war. Zu sehen war bei der trüben Dämmerung so gut wie nichts. Alles war grau in grau – passend zu meinen Gedanken, die damals ohne jede bunte Farbnuance auskamen. Mein gemieteter Mercedes holperte mehr über die Straße, als dass er ruhig dahinrollte. Ich wusste noch, dass ich die Grenzkontrolle in Herleshausen bereits passiert hatte. Zum ersten Mal in meinem Leben befuhr ich eine Autobahn in der DDR. Es war ein Montagnachmittag, der 23. Oktober 1989. Es war mein Geburtstag – nicht der Tag, an dem ich geboren wurde, es war der Geburtstag eines neuen Lebens. Das wusste ich damals natürlich nicht. So wie ein Neugeborenes ja auch nicht weiß, dass kurz nach dem Verlassen des sichersten Ortes der Welt das größte Abenteuer aller Zeiten beginnt – das Leben.

Ich merkte, wie ich leicht ins Schlingern kam. Das Auto ließ sich nicht mehr geradeaus lenken. Nie war ich glücklicher über den Umstand, dass diese Autobahn ihre Existenz mit einer Rasenfläche teilte und nicht mit einer Betonmauer oder einem metallischen Seitenstreifen. Nach etwa 50 Metern kam ich zum Stehen. Mein Wagen parkte mitten im hohen Gras. Ich stand mit einem geplatzen Vorderreifen

irgendwo im Nirgendwo. Ich war in Ostdeutschland gelandet, buchstäblich. Damals habe ich in den Himmel Wörter gebrüllt, die man ausdrücklich nicht wählen sollte, wenn man sich von einem wilden Tier unterscheiden möchte oder einem Menschen ohne gute Kinderstube. Sie können sich denken, warum ich an dieser Stelle darauf verzichte, mir die genaue Wortwahl noch mal in Erinnerung zu rufen.

Ich fühlte mich wie ein Baby, das direkt nach der Geburt feststellen muss, dass die Mutter fehlt, auch wenn es bei mir nur ein intakter Reifen war, der mir zu meinem Glück fehlte. Denn dieser wunderbare Mercedes hatte eine Menge Zubehör, aber leider kein Reserverad.

In diesem Moment verfluchte ich so ziemlich alles auf dieser Welt. Am meisten die Frau, die damals mit mir Schluss gemacht und mir damit den Grund gegeben hatte, diese Flucht in Richtung Osten zu unternehmen. Ich möchte an dieser Stelle alle Flüche zurücknehmen, denn ohne diese Frau und ihren völlig selbstsüchtigen Wunsch, es ohne mich zu versuchen, wäre ich wahrscheinlich niemals auf dieser Rasenfläche gelandet.

Was auch immer diese Frau dazu bewogen hat, mit mir Schluss zu machen: Ich danke ihr dafür, aus tiefstem Herzen. Vielleicht erinnert sie sich jetzt daran, dass ich ihr damals meine Unschuld geschenkt habe. Das ist eine ganze Menge für einen sehr jungen Mann, denn seine Unschuld verschenkt man nur einmal im Leben. Ich habe es gerne getan und sechs Jahre meines Lebens mit ihr geteilt, bis ihr plötzlich klar wurde, dass sechs Jahre eigentlich genug sind und da garantiert irgendwo ein anderer Mann wartet, um die nächsten Jahre mit ihr zu verbringen. Das tat so weh, als würde eine Abrissbirne mit ungebremster Kraft dein Leben aus dem Gleichgewicht stoßen.

Die akute Leere in meinem Herzen galt es zu füllen und wenn dabei auch noch ein neuer Sinn des Lebens herauspringen würde, wäre alles perfekt gewesen. Beide Ziele konnte ich jedoch nur woanders erreichen, das war mir klar. Berlin erschien mir weit genug entfernt, um alles hinter mir zu lassen – den Schmerz, die Wut und die Frage, warum diese Frau nicht erkannt hatte, dass ich die beste Entscheidung ihres Lebens hätte sein müssen. Egal, heute stellt sich die Frage nicht mehr, die Fahrt in Richtung Osten war die beste Entscheidung meines Lebens.

Gänzlich fremd war mir der westliche Teil der Spree-Metropole nicht. Im Sommer 1981 verbrachte ich dort als 15-Jähriger vier Tage mit meiner Schulklasse. Von Frankfurt ratterte der Zug durch den Osten Deutschlands bis zum Bahnhof Zoo. Ich, der unbedarfte Hessen-Bub aus Bürstadt, fand das wahnsinnig aufregend. Die Vorstellung, in eine geteilte Stadt zu reisen, war für mich mindestens so aufregend und verlockend wie eine Reise zum Amazonas. In Hessen teilt man sich höchstens mal eine Flasche Wein, aber doch keine ganze Stadt.

Wir besichtigten das Olympiastadion, schlenderten über den Kurfürstendamm, besuchten den Bahnhof Zoo und klammheimlich auch eine Peepshow, die das Erregungsgefühl eines Amazonas-Urlaubs deutlich übertraf. Ich wusste, ich wollte mehr davon. Nicht von dem, was ich in der Peepshow sah, sondern von Berlin. Diese Stadt im Osten war für mich ein einziges Abenteuerland, das ich entdecken wollte. Ich fühlte mich wie Kolumbus – nur, dass der sein Ziel ohne Grenzstreifen und Grenzkontrollen erreichen konnte. So gesehen war mein Erstkontakt mit dem Osten in jeder Hinsicht herausfordernder.

Am Checkpoint Charlie stiegen wir auf einen Aussichtsturm, um über die monströse Mauer aus Beton und Stacheldraht zu schauen, die nach Erich Honeckers Prophezeiung auch in 50 oder 100 Jahren noch stehen sollte. Ich hatte von dem Monumentalbau natürlich gehört, wusste damit aber nichts Richtiges anzufangen, außer, dass diese Mauer sich mitten durch Berlin zog und die Stadt in zwei Hälften teilte.

Neugierig schaute ich, was sich auf der anderen Seite der Grenze tat. Soldaten patrouillierten, viel mehr war nicht zu sehen. Wie auch, es regnete, als hätte der liebe Gott versucht, unseren ganzen Ausflug wegzuspülen, damit es keine Spuren mehr gibt. Das dort »drüben« war also die DDR. Die drei Buchstaben kamen mir vor wie die Abkürzung eines neuen chemischen Elements. Die DDR war in unserer Familie nie ein Thema gewesen. Auch, weil wir »drüben« keine Verwandten hatten. Überhaupt scherte sich bei uns keiner darum, wie das Leben östlich der Elbe so spielte. Die meisten Hessen, so ist es mein Eindruck, interessieren sich noch nicht mal für ein Leben jenseits des Mains.

Als ich acht Jahre später auf einer Rasenfläche der damaligen DDR landete, interessierte ich mich auch in erster Linie nur für mein eigenes Leben, das ich mir auf keinen Fall durch einen geplatzen Reifen

vermiesen lassen wollte. Reichte schon, dass eine Frau es mit einer geplatzten Beziehung versucht hatte.

Es dauert keine fünf Minuten, bis ein Trabant-Fahrer hielt. »Ich bin Jürgen. Was ist passiert? Kann ich helfen, mein Junge?«, fragte der Mittfünfziger in warmherzigem Sächsisch. »Ja, geben Sie meinem Leben bitte einen neuen Sinn und verraten Sie mir, warum ausgerechnet mir das alles passiert.« Gut, das habe ich ihm natürlich nicht geantwortet, stattdessen habe ich nur ratlos auf das Vorderrad gezeitigt. »Kein Problem«, sagte der Retter. »Ich fahre dich zur nächsten Tankstelle, dort rufen wir einen Abschleppdienst an. Dann wird alles seinen Gang gehen.«

Kurz darauf saß ich zum ersten Mal in einem Trabbi. Er war laut, eng und offensichtlich bereit, jeden Geruch des Motors und der gesamten Umwelt direkt an die Insassen weiterzuleiten. Ein Trabbi ist der Gegenentwurf zu fast jedem anderen Auto auf dieser Welt. Aber damals erschien er mir wie der beste Ort auf diesem Planeten.

Auf der Fahrt erzählte mir Jürgen, dass er Rohrleger sei und in einem nahegelegenen Dorf wohne. Dann fragte er mich Löcher in den Bauch. Wo ich herkomme, was ich mache, wo ich hinmöchte, wie ich die DDR finde.

Jürgen war der zweite Sachse, den ich kennenlernte. Ich hatte mal einen Kollegen aus Leipzig, mit dem ich im Busbau gejobbt habe. Superlustiger Typ. Wenn er in seinem Dialekt Witze riss, haben sich alle vor Lachen gekrümmt. Ich mochte Sächsisch schon immer. Es klingt halt ein bisschen anders als Hochdeutsch, aber das sollte man nicht sagen, wenn man selbst nur Hessisch spricht. Hessisch klingt nicht nur anders als Hochdeutsch, es ist anders. Ich weiß das und ich muss damit leben.

Die Tankstelle, zu der mich Jürgen mit seinem Trabbi brachte, lag einen knappen Kilometer von meinem unfreiwilligen Stopp entfernt. Sie befand sich am Abzweig Karl-Marx-Stadt, dem heutigen Autobahnkreuz Chemnitz. Heute existiert sie nicht mehr. Dafür war wahrscheinlich kein Platz in einem Land, in dem es nach dem Mauerfall nur noch blühende Landschaften geben sollte.

An der Tankstelle lief alles genauso unkompliziert ab wie beim kurzen Warten auf der Autobahn. Der Abschleppdienst wurde bestellt

und war so unfassbar schnell da, dass ich fest davon ausging, dass er nur auf mich gewartet hatte. Ein blauer Barkas brachte mein Auto nun in eine Werkstatt auf dem Kaßberg. Den Mechanikern war mein Mercedes allem Anschein nach ähnlich vertraut wie ein notgelandetes Raumschiff, das von einem Außerirdischen mit den Zielkoordinaten der DDR gesteuert wurde. Und ich stand mindestens ebenso Hilfe suchend neben dem Wagen wie einst E. T. im Wald, nachdem er versehentlich von seinen Kameraden zurückgelassen wurde. Nur, dass ich nicht nach Hause telefonieren, sondern einfach nur weiterfahren wollte. Die Menschen hier hatten zwar viel Verständnis für meinen Wunsch, aber leider keinen Ersatzreifen, versprachen mir jedoch, schnellstmöglich etwas Passendes zu organisieren.

Jürgen fuhr mich ins Stadtzentrum zu einem Hotel mit dem Namen »Chemnitzer Hof«. Damals das erste Haus am Platze. Ganz selbstverständlich sagt er zu mir: »Wenn es sich jemand leisten kann, dort zu übernachten, dann doch sicher du.« Kein Wunder, dass man so etwas denkt, wenn man einen 23-jährigen westdeutschen Liebeskranken in einem Mercedes mit nur drei intakten Reifen kennenlernt.

Jürgen hatte mich falsch eingeschätzt, aber er war mein Rettungsengel, er durfte alles falsch machen. Er war ein Engel, der nur die halbe Wahrheit über mich wusste. Ich wollte ihm Geld geben für meine Rettung. Er lehnte ab, aber als ich ihm erklärte, dass auch Engel keine unbezahlten Überstunden machen, nahm er das Geld dankbar an. Es tat uns beiden gut.

Im »Chemnitzer Hof« stieg ich dann aber doch nicht ab. Ich hatte nur 200 D-Mark dabei. Kein Grund, alles in diesen vermeintlichen Luxustempel zu investieren. Das »Hotel Moskau« – heute »Hotel an der Oper« – sah deutlich billiger aus. Es hatte zwar nur den einladenden Charme eines grauen Plattenbaus, aber das war mir egal. Ich checkte ein und zog damit das Ticket für ein weiteres Abenteuer.

Die ältere Dame an der Rezeption bat mich um mein Visum. »Visum?«, entgegnete ich irritiert. »Sie brauchen ein Visum, wenn Sie übernachten wollen«, sagte sie. Woher sollte ich wissen, dass man für eine Übernachtung in der DDR extra noch ein Visum brauchte? Das Transitvisum legitimierte mich nur, auf den vorgeschriebenen Straßen nach Westberlin zu fahren. Mit dem Abweichen beging ich theoretisch eine

Straftat, die zur Festnahme und Ausweisung hätte führen können, was mir damals aber nicht bewusst war. Für einen kurzen Moment kam ich mir vor wie der Typ in einem James-Bond-Film, der gerade feststellt, dass jede Flucht sinnlos ist, weil der Lauf einer Pistole ganz unangenehm in die Schläfe drückt.

Ich zog ein Papier aus meiner Jackentasche, das mir der Abschleppdienst gegeben hatte. Darauf war vermerkt, dass mein Auto wegen einer Reifenpanne in die Werkstatt gebracht werden musste. Das reichte der Dame aber nicht. Sie griff zum Hörer. Das Telefonat wollte überhaupt kein Ende nehmen. Keine Ahnung, mit wem sie da sprach. Ich wollte es auch gar nicht wissen. Ich wollte nur keinen Ärger. Ich hatte Glück – einmal mehr. Ich konnte nicht ahnen, dass irgendjemand im Himmel, oder wo auch immer, mein Glückskonto extrem gut ausgestattet hatte. Und abgesehen davon ließen die DDR-Sicherheitsbehörden damals schon die Zügel etwas schleifen, wohl ahnend, dass ich alles war, nur kein Staatsfeind. Ich bekam keine Einzelzelle, sondern ein Einzelzimmer für 40 D-Mark pro Nacht. Ein Schnäppchen, auch wenn mich eine Einzelzelle gar nichts gekostet hätte, mal abgesehen von der Freiheit.

Was dann folgte, war ein Schock, als ich im Zimmer aus dem Fenster schaute. Ich rieb mir die Augen, weil ich kaum etwas erkennen konnte. Wohin ich auch blickte, überall waren feinste Schmutzpartikel, die durch die gelbgrelle Straßenbeleuchtung schwebten. So viel Ruß, so viel Dreck in der Luft hatte ich zuvor nur einmal wahrgenommen: in einer Silvesternacht in Hessen, als ich inmitten eines unglaublichen Böllergewitters nichts mehr sehen konnte außer zwei ziemlich betrunkenen Nachbarn, die irgendwas von »Happy New Year« in die Nacht brüllten. Chemnitz war offenbar jeden Tag bereit, den Silvesternebel zu spendieren.

Die nächste Überraschung erwartete mich, als ich vom Hotel in das gegenüber gelegene Restaurant des »Chemnitzer Hof« gehen wollte. Der Hunger trieb mich dorthin. Als ich vor die Tür trat, sah ich in der nassen Kälte nicht weit entfernt eine gewaltige Menschenmenge, die fortwährend rief »Wir sind das Volk. Wir sind das Volk.« Ich drehte mich auf dem Absatz wieder um, weil ich von der Rezeptionistin erfahren wollte, was da draußen los ist.

»Ach, wissen Sie das nicht?«, fragte mich die Dame verwundert. »Das ist unsere wöchentliche Montagsdemo. Die Leute gehen auf die Straße, weil es bei uns nicht so weitergehen kann. Sie treffen sich immer am Nischel.« Am was? Ich verstand wieder nur Bahnhof und wurde sogleich wortreich belehrt, dass es sich bei dem »Nischel« um den – inklusive Sockel über 13 Meter hohen (!) – Kopf von Karl Marx handle. Das vom sowjetischen Bildhauer Lew Kerbel entworfene Denkmal stehe hier schon seit 1971. »Aaaah, interessant ...«, log ich. Leider war mir Karl Marx damals in jeder Hinsicht egal. Karl May war mir wesentlich näher und das Schicksal von Winnetou fand ich um vieles spannender als die wohlformulierte Theorie des Klassenkampfes.

Als ich mich nach dieser kleinen Lehrstunde zum Restaurant begab, sprach mich ein Mann an und fragte mich, ob ich tauschen möchte. »Was denn tauschen?«, wunderte ich mich. »Na Westgeld«, erwiderte er und fügte hinzu: »Wenn du essen gehen willst, brauchst du Ostgeld.« Ich hatte noch nie Geld getauscht. Okay, dachte ich und fragte: »Wie ist denn der Tauschkurs?« »Ich gebe dir eins zu 13.« Daraufhin zückte ich 100 D-Mark und bekam 1.300 Ostmark. Ich war baff. So viele Scheine! Klar hätten das auch Blüten sein können, was wusste ich denn schon, doch damals ließ ich es einfach geschehen. Irgendwie erinnerten mich die fremden Banknoten an das Spielgeld beim Monopoly.

Vor dem Eingang des Restaurants stand eine lange Schlange. Ich staunte nicht schlecht: So gut kann das Essen hier doch gar nicht sein, dass man sich extra dafür anstellt? Selbstbewusst marschierte ich an den Wartenden vorbei, geradewegs in das Lokal. Zu meiner Verwunderung war es nahezu leer. Gerade wollte ich an einem der vielen unbesetzten Tische Platz nehmen, da erschien schon ein weißblivrierter Kellner und belehrte mich höflich, aber bestimmt: »Bei uns nur mit Platzanweisung, das wissen Sie doch.« Äh nee ... wusste ich nicht. »Platzanweisung« – was sollte das sein? Der Kellner muss mir die Irritation angesehen haben. »Sie kommen aus dem Westen, stimmt's?« Als ich bejahte, wich seine strenge Miene einem Lächeln, einladend rückte er mir den Stuhl zurecht. »Dann dürfen Sie natürlich bleiben.« Ich verstand zwar nur Bahnhof, war aber heilfroh, nicht zurück in die nasse Kälte zu müssen, auch wenn mir mein Privileg angesichts der langen Schlange vor der Tür etwas unangenehm war.

Die Speisekarte sorgte gleich für die nächste Verwirrung. Ein paar Gerichte kannte ich, aber Soljanka, Karlsbader Schnitte, Letschosteak, Feines Würzfleisch, Halber Broiler ...? Von diesen kuriosen Speisen hatte ich noch nie gehört und bat den Kellner um Aufklärung. Am Ende verzichtete ich allerdings auf große Experimente und bestellte mir das Jägerschnitzel plus »Sättigungsbeilage« (wieder so ein rätselhafter Begriff!) – im irrigen Glauben zu wissen, was mich erwartet. Denn statt des von mir geliebten Schweineschnitzels mit Champignons, Rahmsauce und Pommes wurde mir eine panierte Scheibe Jagdwurst serviert, dazu Spirelli-Nudeln und Tomatentunke. Tja, wieder hatte ich etwas dazugelernt: Auch in Sachen »Jägerschnitzel« war Deutschland geteilt. Egal, auch die als Schnitzel getarnte Wurst machte satt.

Als der Kellner die Rechnung brachte, traute ich meinen Augen kaum. Alles zusammen belief sich auf knapp zehn Ostmark und davon hatte ich ja ganze 1.300. Ich hätte das gleiche Menü also noch 129 Mal bestellen können! Ein Bier kostete nur 68 Pfennig, der Verdauungsschnaps – oder, wie er hier hieß, »Digestif« – 1 Mark 26. Das musste doch ein Irrtum sein? Der Kellner grinte: »Das sind nun mal die Preise bei uns.« Sein Grinsen wurde zu einem breiten Grinsen, als ich ihm zwei Westmark Trinkgeld gab.

Nach diesem ereignisreichen Tag dauerte es ewig, bis ich in den Schlaf fand. So viele neue Eindrücke mussten erst einmal verarbeitet werden. Ich war in einem Land, das sich gerade auf dem Weg in eine völlig neue Zukunft befand. Ich sage bewusst nicht, dass es sich um eine bessere Zukunft handelte. Das wäre arrogant. Ich fühlte mich auf jeden Fall wie ein Repräsentant dieser neuen Zukunft mit all seinen Versprechungen und Macken und ich war überzeugt davon, dass mein privates Scheitern etwas zu tun hatte mit dem Gedanken einer Wiedervereinigung, einer gemeinsamen Zukunft. Halten Sie mich für verrückt, aber ich wusste schon damals, dass ich an diesem Ort ein Stück Geschichte schreiben würde.

Am nächsten Tag spazierte ich herzklopfend durch das Zentrum von Karl-Marx-Stadt. Alles war neu für mich, alles war ungewohnt. Ich fühlte mich wie Robinson Crusoe auf einer Insel – nur, dass es auf dieser Insel noch andere Menschen gab. Bei Tageslicht betrachtet sah man erst richtig, wie heruntergekommen die Stadt damals war. Nicht

nur vom Opernhaus bröckelte die Fassade. Das Kongresshotel ragte wie ein Leuchtturm heraus. Alles wirkte anders auf mich – anders, als ich es gewohnt war. Selbst die Menschen sahen anders aus. Aber ich spürte von Anfang an eine Gemeinsamkeit, die selbst die unvoreilhaftesten DDR-Klamotten nicht verbergen konnten.

Beeindruckt war ich von der Sparsamkeit im Umgang mit Verpackungsmaterial in den Lebensmittelgeschäften. In der DDR-Kaufhalle wurde nur verpackt, wenn es wirklich notwendig war, wie die Wurst beim Fleischer. Ansonsten wanderte alles in die mitgebrachten Einkaufstaschen. Als ich mir Brötchen kaufen wollte, fragte mich die Verkäuferin als Erstes: »Haben Sie einen Beutel dabei?« Natürlich nicht. Warum auch? Im Westen gab es immer und überall Plastiktüten. Das Umweltbewusstsein war diesbezüglich im Osten schon damals viel ausgeprägter. Auch Flaschen und Papier konnte man damals bei Sammelstellen abgeben und bekam sogar Geld dafür. In der Nachbetrachtung waren wir im Westen rückschrittlicher als die Menschen im Osten, zumindest, was diesen Teil des ökologischen Bewusstseins betraf.

Bei meinem Stadtbummel zog ich aus irgendeinem Grund die Blicke der Einheimischen auf mich, dabei hatte ich nicht einmal etwas Besonderes an: Levi's-Jeans, weißes Hemd, schwarze Lederjacke, dunkle Schuhe. Einige sprachen mich sogar an, wollten wissen, wo ich herkomme, warum ich in Karl-Marx-Stadt bin und wie mir die Stadt gefällt. Das war mir woanders noch nie passiert. Ich erzählte ihnen gerne meine Geschichte und sie hörten interessiert zu. Es ist leicht, mit den Sachsen in Kontakt zu treten. Alle wirkten auf mich unheimlich nett und aufgeschlossen – egal, ob alt oder jung, Mann oder Frau.

Diese für mich ungewohnte Menschenfreundlichkeit tröstete mich schnell über meinen Liebeskummer hinweg. Und als ich wenig später auch noch Conny begegnete, da war der Frust über meine gescheiterte Beziehung wie weggeblasen.

Ich saß in einem Café in der Innenstadt, als sie plötzlich hereinspazierte und mir mit ihrer auffallend getönten Haarpracht sofort ins Auge stach. Auch ihre Figur war phänomenal, sie trug hautenge Jeans, eine dunkle Bluse, darüber ein helles Jackett. Glauben Sie mir, solch ein zauberhaftes Wesen war mir in meiner Heimat noch nie begegnet. Ab

Sekunde eins verspürte ich einen hormonellen Marschbefehl in meinem Körper, den ich nicht unterdrücken konnte – und das, obwohl ich mir erst einige Tage zuvor geschworen hatte, nie mehr den Waffen einer Frau zu erliegen.

Schnell kamen Conny und ich ins Gespräch und es fühlte sich so an, als würden wir uns schon ewig kennen. Sie erzählte, dass sie im – inzwischen abgerissenen – »Hotel Carola« in der Bahnhofsstraße an der Rezeption arbeite. Dass sie seit ihrer Geburt in Karl-Marx-Stadt wohne. Sie erzählte von ihrer Familie, von Liebschaften und vielem mehr. Sie hätte mir alles erzählen können, sie hätte mir den Fahrplan der Straßenbahn vorlesen können. Ich hätte jede ihrer Silben gefeiert wie ein Gedicht von Schiller oder Goethe. Ihr Sächsisch klang wie Musik in meinen Ohren. Es war spannend, ihr zu lauschen, und noch spannender war es, sie dabei anzuschauen. So schnell mein Reifen geplatzt war, so schnell schoss mir jetzt Amor eine Rakete mitten ins Herz. BAMM.

In diesem Moment war ich mir so sicher wie nie noch zuvor: Es hatte sich alles gelohnt: meine Flucht, der Mercedes, der Reifen, diese Stadt. Wenn es irgendwo ein Paradies gab, ich hatte es gefunden.

Spätabends kam Conny mit in mein Hotel, das nur zwei Minuten Fußweg von ihrer Arbeitsstätte entfernt lag. Es war eine wundervolle, unvergessliche Nacht. Conny und ich – wir waren ein Volk in dieser Nacht, vereint im Rausch der Sinne, eng umschlungen in einer Leidenschaft, die niemals hätte enden sollen.

Als wir uns am nächsten Morgen verabschiedeten, gestand sie mir, dass sie gerade erst 20 geworden war. Dann gab sie mir ihre Adresse und die Telefonnummer ihres Arbeitsplatzes. Hoch und heilig versprach ich ihr, dass wir uns wiedersehen würden, ganz sicher schon bald. Irgendwie spürte ich, diese Stadt wollte etwas von mir, und ich würde es ihr geben. Ich hatte nicht den Hauch einer Ahnung, um was es sich dabei handeln könnte, aber ich wusste: Dieser Umweg war mein Weg ins Glück.

Bitte, denken Sie beim nächsten Mal, wenn Sie von Ihrer Route abkommen, daran, dass es auch eine Chance sein kann; eine Chance, die kein Navigationssystem kennt. Solche Chancen brauchen kein GPS, sondern nur ein intaktes Herz, das genau dann zu schlagen beginnt, wenn sich alles richtig anfühlt. Mein Herz hat im Osten angefangen zu schlagen. Und dort schlägt es noch heute.

IM HOLZBOOT AUF DEM ORINOCO

Ich gehöre nicht zu den Männern, die bereits unter akutem Trennungsschmerz leiden, sobald ein geliebter Mensch das Haus verlässt, nur um mal eben den Abfall vor die Tür zu bringen. Aber als Conny mein Hotelzimmer in Chemnitz verließ, hatte ich für einen Moment lang das Gefühl, der einzige Mann auf Erden zu sein, der soeben den Vertrag für ein Jahresabonnement Trennungsschmerz unterschrieben hatte. Connys Körper war vor wenigen Sekunden durch diese Tür gegangen, aber alles andere von ihr hing noch in diesem Zimmer. Und ich hing ihr hinterher. Ihrem Duft, ihrer Leidenschaft, ihrer Sehnsucht, ich hing allem hinterher. Sie hatte es geschafft, den Geruch übertrieben chemisch gestärkter Bettwäsche so zu verändern, dass ich das Kissen, auf dem ihr Kopf lag, wie ein Schnüffeltuch unter meiner Nase hielt. Ich muss gestehen, ich bin ein Sammler solcher Eindrücke und keinen aus dieser kostbaren Sammlung möchte ich missen. Gut, ein paar vielleicht schon, möglicherweise werde ich Ihnen noch erzählen welche. Aber ich muss mich auf das Wesentliche konzentrieren, es gibt noch so viel zu erzählen, dass wir uns nicht in Details verlieren dürfen.

Vielleicht zerstöre ich an dieser Stelle den Eindruck des romantischen Erstbegegnungs-Sammlers, aber auch jetzt muss ich ehrlich zu Ihnen sein. Es war etwas geschehen. Mein Trennungsschmerz wich einem Gefühl unaufhaltbarer Erleichterung, als die Werkstatt im Hotel anrief, um mir mitzuteilen, dass mein geliehener Mercedes nun wieder ein in jeder Hinsicht vollkommenes Auto war. Mein Dreirad hatte sich wie durch Zauberhand in ein richtiges Fahrzeug verwandelt. Nie zuvor hatten mich ein neuer Reifen und eine neue Frau im selben Augenblick so glücklich gemacht. Die Aussicht auf Mobilität und das Versprechen, das ich Conny gab, bald wieder in diese Stadt zu kommen,